Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Berlin von heute.

Das Großstadtleben geht fast seinen gewohnten Gang:

Vom Krieg nur wenig zu merken. — Geschäftsbetrieb normal. — Arbeitslosigkeit gering. — „Krieg ein unangenehmes Geschäft, das erledigt werden muß."

Berlin, 26. Oktober. In Berlin wird noch immer Weizenbrot gegessen. Der Besuch der Vergnügungslokale hat nicht nachgelassen. Man sieht nur wenige Anschläge, die zum Beitritt ins Heer auffordern. Auf den Straßen sieht man überall wehrfähige Männer in Zivilkleidung. Diese Verhältnisse stehen in grellem Gegensatz zu jenen, die im neutralen Holland herrschen. Die Holländer sind gezwungen, Brot zu essen, welches 75 Prozent Roggenmehl enthält, und wo sie hinblicken, sind die Mauern mit amtlichen Anschlägen bekleidet, die sich auf Mobilisirung und die Regulirung von Preisen beziehen. Dieser Unterschied setzte einen Korrespondenten der „Associirten Presse", der soeben aus einer Gegend, in welcher er fortwährend kriegerische Szenen gesehen, in Berlin eintraf, in nicht geringes Erstaunen.

Fast nichts gemahnt an Krieg.

Wer durch die Straßen der deutschen Reichshauptstadt wandelt, wird kaum durch irgend etwas daran gemahnt, daß Deutschland Krieg führt. Auffällig sind nur die vielen Bilder des Kaisers, des deutschen Kronprinzen und der Generale v. Hindenburg und v. Beseler, die überall zu sehen sind und an die Plakate erinnern, die in Amerika gelegentlich der Wahlkampagne zur Vertheilung gelangen. Man sieht auch viele Bilder des Kaisers Franz Joseph und österreichisch-ungarischer Heerführer. Was ferner ins Auge fällt, ist die armselige Verfassung der Pferde, die man in den Straßen Berlins zu sehen bekommt. Alle guten Pferde sind für militärische Zwecke eingezogen worden, und die verbliebenen Gäule werden von den Kutschern angeeifert, das, was noch in ihnen steckt, herauszugeben.

Keine Gefühlsausbrüche.

Man sieht in der deutschen Reichshauptstadt überraschend wenig Soldaten. Nur hie und da begegnet man einem Detachement wohlgelaunter und gewöhnlich mit Blumen geschmückter Soldaten, die in den Krieg ziehen. Neben den Soldaten marschiren ihre Mütter, Frauen, Schwestern, Bräute einher, die in gedrückterer Stimmung. Hier scheint ein ungeschriebenes Gesetz zu walten, welches die zur Front ziehenden Soldaten und ihre Lieben, die zurückbleiben, davon abhält, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. So kommt es, daß die Männer über ihre wirklichen Gefühle einen Schleier der Fröhlichkeit breiten, der sich natürlich ausnimmt, und auch die Frauen versuchen, sich ein Lächeln abzuzwingen, das aber von den verweinten gerötheten Augen Lügen gestraft wird. Die Frauen geben sich alle erdenkliche Mühe, so gefaßt als möglich zu erscheinen und sich das Weinen zu verkneifen, wenn sie die Männer zu den Zügen begleiten, die sie westwärts oder ostwärts der Gefahr zuführen.

Wenig Arbeitslose.

Soweit sich feststellen läßt, ist der Geschäftsbetrieb in der deutschen Reichshauptstadt ein normaler. Unmittelbar nach der Mobilmachung schlossen etliche der großen Vergnügungslokale, Konzerthallen und Vaudevilletheater ihre Pforten. Die meisten von diesen haben für die Wintersaison wieder aufgemacht. Die Kaffeehäuser sind gepfropft voll, Artisten, die außer festem Engagement sind, finden doch wenigstens einigermaßen Gelegenheit zur Bethätigung. Aehnlich verhält es sich mit Ladenangestellten und Arbeitern, unter diesen ist aber der Prozentsatz der Unbeschäftigten ein viel geringerer, weil viele von ihnen an die Front gegangen sind. Aus statistischen Daten geht hervor, daß die Zahl der Arbeitslosen nur um 2 bis 6 Prozent mehr als unter normalen Verhältnissen beträgt, während in gewissen Industrien, die kräftiger Arbeiter bedürfen, sogar Mangel an Arbeitern herrscht.

Der Deutsche, der mit der französischen Sprache auf Kriegsfuß steht, braucht sich nun, wenn er in eine Restauration kommt, nicht mehr durch das früher übliche „Menu" durchzuwinden. Der Kellner legt ihm eine gut deutsche Speisekarte vor, die keine französischen Bezeichnungen enthält. Die Portionen sind zwar etwas kleiner geworden, die Qualität ist aber dieselbe geblieben. Die Preise sind nicht wesentlich in die Höhe gegangen, und viele der großen Restaurationen haben seit Ausbruch des Krieges ihre üblichen Preise überhaupt nicht erhöht.

„Wir müssen siegen!"

„Wir müssen siegen!" ist der Wahrspruch aller Berliner. Um die Erreichung dieses Ziels zu ermöglichen, bringt ein Jeder resignirt die Opfer, die gebracht werden müssen. Während die Armee in der Schlachtlinie beschwerliche Arbeit verrichtet, stricken die Frauen, unter ihnen die Kaiserin und die Damen des Hofes, Socken, Pulswärmer, Handschuhe, Wolljacken, Leibbinden und sogar „Wadenwärmer".

Zahllose Packete werden zur Front befördert. Sie enthalten meistentheils Zigarren, kleine Flaschen alkoholischer Getränke und Chokolade, deren Nährwerth den deutschen Soldaten gut bekannt ist.

Aus Aeußerungen, die man auf den Straßen, in öffentlichen Lokalen und in amtlichen Kreisen hört, geht hervor, daß der Krieg an sich in Deutschland populär ist. Um diese Stimmung besser zu definiren, sei Folgendes gesagt: Der Krieg gilt in Berlin und, wie man hört, im Reiche überhaupt, als „ein sehr unangenehmes Geschäft, das aber mit Gründlichkeit und mit dem ganzen Herzen bei der Sache erledigt werden muß."

Berlin bei Nacht.

In Berlin scheint man sich ob eines etwaigen Angriffs durch feindliche Flieger keiner Besorgnis hinzugeben. Aus diesem Grunde ist die Straßenbeleuchtung nicht eingeschränkt worden, und die vielen elektrischen Reklameschilder, die an allen Ecken und Enden zur Nachtzeit Tageshelle verbreiten, würden einem feindlichen Flieger auf Meilen hinaus als Wegweiser dienen.

Die Straßen Berlins sind nicht mehr so sauber wie früher, weil es eben an Pferden und Abfuhrwägen fehlt. Aber, wie bereits gesagt, abgesehen von kleinen Veränderungen, die nicht stark in's Auge springen, könnte man glauben, Berlin sei der Mittelpunkt eines Reichs, das sich keiner Feinde zu erwehren hat. So wenig Aufregung herrscht in Berlin, daß man sogar den „Kriegs-Bulletins" der Zeitungen nicht halb so viel Beachtung schenkt, wie dies anderswo der Fall ist.

Ein päpstlicher Kriegsfreiwilliger.

Der Krieg, der so umgestaltend auf zahlreiche Rechts- und Lebensverhältnisse einwirkte, hat auch auf dem Gebiete des Entmündigungswesens zu einer mit Eilgeschwindigkeit erfolgten Aufhebung einer Entmündigung geführt. Im Jahre 1902 wurde der Einjährig-Freiwillige M. vom Garde-Ulanen-Regiment auf Antrag seiner Mutter wegen angeblicher Geisteskrankheit entmündigt und die von ihm eingegangene Ehe mit einer Opernsängerin für nichtig erklärt. Bald darauf erfolgte seine Internirung in einer Nervenheilanstalt. Nach dreimonatiger Internirungsdauer entfloh indes M. nach dem Auslande. Dort brachte er es in den nächsten Jahren zur Würde eines päpstlichen Grafen und Kammerherrn. Durch Beschluß des Amtsgerichts Berlin-Mitte vom 30. September 1907 wurde die Entmündigung wegen Geistesschwäche umgewandelt. M., der sich noch kurz vor Ausbruch des Krieges in Frankreich aufhielt und dort wegen seiner Thätigkeit bei Verleihung von Titeln und Orden viel von sich reden machte, gelang es während der Mobilmachung in Frankreich unter Berufung auf seine Eigenschaft als päpstlicher Hofbeamter, nach Deutschland zurückzukommen. Hier trat er als Kriegsfreiwilliger bei der Kavallerie ein. Unter Hinweis auf diese Thatsachen beantragte Rechtsanwalt Ehrenfried beim Amtsgericht Berlin-Mitte, die Entmündigung M.'s schleunigst aufzuheben. Mit bemerkenswerther Schnelligkeit hat das Gericht diesem Antrage stattgegeben.

* * *

Das Herz auf dem rechten Fleck.

Aus dem Brief des Kompagnieführers o. H. an die Frau eines gefallenen Reservisten: „Sehr verehrte Frau K.! Ich bin der Kompagnie-Führer Ihres Mannes. Ich muß Ihnen die traurige Nachricht zukommen lassen, daß gestern Ihr Mann im Gefecht beim Dorfe H. für's Vaterland gefallen ist. Die ganze Kompagnie und ich bedauern sehr den Tod dieses tüchtigen Soldaten. Wir alle sprechen Ihnen unser aufrichtiges und tiefes Bedauern über den schweren Verlust aus. Möge Gott der Herr Ihnen diesen schweren Verlust ertragen helfen. Vielleicht ist es Ihnen ein kleiner Trost, wenn ich Ihnen sage, daß er als tapferer Soldat für sein höchstes Gut, sein Vaterland, in höchster Pflichterfüllung sein Leben gelassen hat. Die Kompagnie wird ihm ein treues Andenken bewahren, das können Sie versichert sein. Erziehen Sie seinen kleinen Sohn so, auf daß auch er ein so tüchtiger Mann wird wie sein Vater. Wir haben ihn aus dem Gefecht mitgenommen und hier in der Nähe am Waldesrand begraben und ihm ein Kreuz gesetzt. Friede seiner Asche! Ihren letzten Brief mit dem Bilde seines Sohnes haben wir ihm auf die Brust gelegt.

Ihr ergebner v. H."

Für die enge Zusammengehörigkeit unserer im Felde stehenden Offiziere und Mannschaften ist dieses Schreiben ein schöner Beweis.

* * *

Die Mörser der Alliirten.

„Daily Chron." meldet aus Petersburg, daß in den Kämpfen am Njemen auf russischer Seite Mörser eines neuen Modells der Puttlowwerke theilgenommen hätten, die ein sehr großes Kaliber besäßen und gleichzeitig sehr beweglich seien. Die Sachverständigen hätten erklärt, daß die neuen Geschütze allem, was von deutscher Seite bisher an Geschützen an der Ostgrenze gezeigt wurdne, vollkommen gleichwerthig seien. (Na! Na!) Andererseits soelln die Engländer ein Angebot von amerikanischen Mörsern erhalten haben. Der „Daily Telegraph" meldet aus New York: „In dieser Woche werden drei hervorragende amerikanische Ingenieure in London eintreffen, um dem Kriegsministerium das Modell eines Mörsers anzubieten, das an Leistungsfähigkeit den deutschen großen Haubitzen gleichkommen soll. (Darüber kann man ruhig schlafen. Neue Geschütze werden nicht von heute auf morgen konstruirt und ausprobirt.)

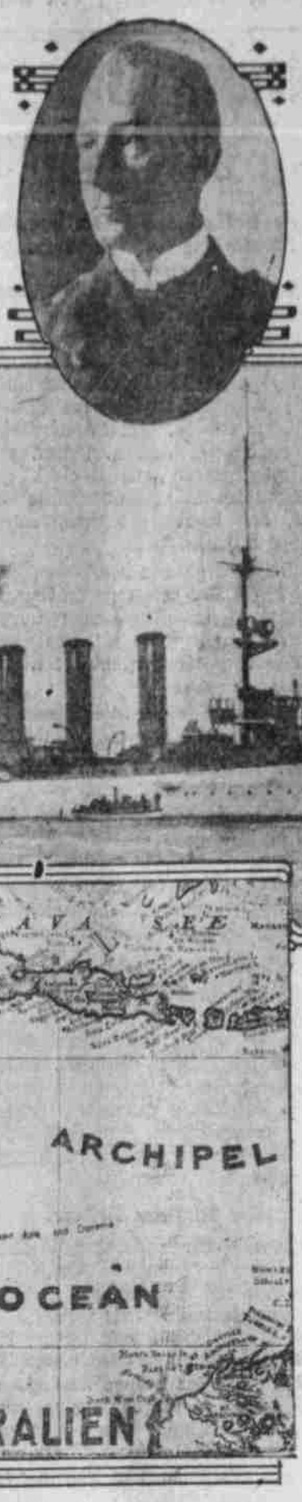
* * *

Französischer Anstand.

Wie Herriot, der Bürgermeister von Lyon, in den dortigen Zeitungen bekanntgiebt, sind die deutschen und österreichischischen Pavillons der internationalen Lyoner Städteausstellung von der Stadtbehörde beschlagnahmt worden. Die Ausstellungsgegenstände sollen zum Besten der Stadt veräußert werden.

Die Verlustliste der Bayern.

Die 26 Verlustlisten der bayerischen Armee enthielten 11,290 Namen. Die Zahl der Todten beträgt 1491 Mann, 2275 sind schwer verletzt, 4808 leicht verletzt, 2561 werden vermißt und 55 werden als gefangen angegeben. Interessant ist auch eine Zusammenstellung des Offiziers-Verlustes der bayerischen Armee. Der Gesammtverlust beträgt 314 Mann. Davon sind 89 todt, 10 schwer-, 106 leicht verletzt, 13 werden vermißt, 1 ist als gefangen gemeldet. Ausgeschieden nach aktiven Offizieren und Reserveoffizieren sind 49 aktive Offiziere todt, 63 schwer- und 59 leicht verwundet, 6 vermißt und 1 gefangen. Von den Reserveoffizieren (einschließlich Landwehroffizieren) sind 40 gefallen, 44 schwer-, 46 leicht verletzt. 7 werden vermißt.



Der „Emden" Untergang.

Oben: Der deutsche Kleine Kreuzer „Emden" und sein wackerer Kommandant, Fregattenkapitän Karl von Müller.

Unten: Situationsplan der Keelinginseln (Kokosinseln), an denen die im Kampf mit dem australischen Kreuzer „Sydney" in Brand gerathene „Emden" strandete.

* * *

„Der verfluchte Alkohol!"

In der Königsberger „Hartung'schen Zeitung" giebt ein Leser folgende kleine Szene wieder: In dem Lokal, wo ich ab und zu einen Dämmerschoppen nehme, sitzt um einen großen runden Tisch mit vielen anderen Stammgästen ein Referendar, Korpsstudent auf zehn Meter Entfernung. Gesicht und Schädel bedeckt mit einem Netz von Schmissen, die mit jedem Schluck aus dem Seidel tiefer erglühen. Ein schwerer Kerl, gewaltig in Form, ganz gewiß der Renommirfechter des Korps. Einmal fragte ihn einer mitten aus Kriegsgesprächen heraus: „Sagen Sie mal, lieber Doktor, warum sind Sie eigentlich nicht im Krieg?" Der alte Student schaut trübselig auf: „Bierherz!" antwortet er kurz. „Ach so! Na ja!" Die Kriegsgespräche gehen weiter. Der Referendar mit den Zeugnissen der Furchtlosigkeit und des Draufgängerthums im Gesicht sitzt in schwerem Sinnen. Mit einem Mal, nach drei, vier Minuten, schlägt er mit der Faust auf den Tisch, daß die Seidel springen und der kostbare Stoff über die Ränder spritzt, und schreit durch's Lokal: „Der verfluchte Alkohol!"

* * *

Eine Aeußerung des Papstes.

Die „Schlesische Volkszeitung" meldet aus Rom: Der Direktor der deutschen Gemeinde von Palermo, Lennartz, wurde vom Papst in Privataudienz empfangen. Der Papst sprach sich besonders anerkennend darüber aus, daß infolge Ersuchens des Kardinals v. Hartmann die gefangengenommenen französischen Priester als Offiziere behandelt würden.

* * *

Mecheln, die todte Stadt.

Dem „Berl. Tagbl." ging ein Brief zu, dem wir entnehmen: „„Das wildeste Toben der Schlacht, die erschütterndste Tragödie des Sterbens, alles Leid und alle Noth des Krieges sind nicht so schwer und nicht so niederdrückend, wie die unheimliche, bleierne, graue Ruhe, in der sich das alte Mecheln dem starren Auge zeigt. Das Leben in der Stadt ist erstorben. Die Stadt ist todt. Die 60,000 Einwohner sind geflohen. Die dunklen Häuser stehen offen. Die Straßen sind leer. Diese Leere ist so unendlich, so unfaßbar, daß man selber den eilenden Schritt anhält. Ab und zu gehen deutsche Soldaten über die Straßen. Auf der Grand Place, auf dem Wollmarkt, und auf der Place d'Egmont, am Bahnhof, arbeiten Soldaten in größeren Gruppen. Aber die Einwohner fehlen. Sie sind nach Antwerpen geflüchtet, als Mecheln durch die unerforschlichen Zufälle des Krieges, in den Mittelpunkt des Artilleriefeuers beider Gegner gerissen wurde. Sie ließen ihre Häuser, ihre Zimmer liegen, wie sie lagen. Sie ließen das Essen auf dem Tisch stehen und die Mäntel im Flur hängen. Vielleicht sind noch zwanzig Einwohner in der Stadt. Vielleicht auch nur noch zehn. Man kann es nicht wissen. Ich sah im ganzen nur fünf Menschen. Drei Frauen und zwei Männer. Sie schlichen durch die todte Stadt. Sie wirkten in dem Grau des trüben Tages wie Gespenster. Wie Todte, die aus ihren Gräbern auferstanden wären."

* * *

Französische Aufforderung zur Desertion.

Von einem deutschen Kavallerieoffizier wird dem „B. T." eine Proklamation zur Verfügung gestellt, die französische Flieger auf deutsche Truppen herabgeworfen haben. Die Proklamation hat folgenden Wortlaut: „Deutsche Soldaten! Eure Offiziere lügen, wenn Sie Euch sagen, daß wir Eure Gefangenen erschießen oder schlecht behandeln. Dies ist nicht wahr. In den umliegenden Wäldern haben wir Nachzügler vom 6., 13. und 18. Armeekorps gefangen genommen, und alle wurden gut behandelt und erhalten eine gesunde und kräftige Kost. Diejenigen von Euch, die dieses elenden Lebens überdrüssig und der Strapazen des Krieges müde sind, diejenigen, die nicht mehr von Euren Offizieren als dummes Vieh behandelt werden wollen, können sich ohne Angst bei den französischen Vorposten ohne Waffen melden. Es wird Euer Schaden nicht sein." Diese Proklamation ist von den deutschen Soldaten mit einem wohlgezielten Kugelregen auf den Flieger beantwortet worden.

* * *

Wegen Spionage verurtheilt.

Der nach dem neuen Spionagegesetz jetzt für Spionagesachen zuständige Zweite Straffenat des Reichsgerichts verhandelte kürzlich gegen den 33jährigen Handlungsreisenden Alois Claer aus Mülhausen im Elsaß wegen Verraths militärischer Geheimnisse. Claer, der von 1902 bis 1904 beim Artillerieregiment in Erfurt diente und zuletzt in Forbach lebte, ist bereits wegen verschiedener Vergehen vorbestraft und verbüßt zur Zeit eine Zuchthausstrafe von einem Jahr wegen versuchter Verleitung zum Meineid. Er ist angeklagt, im Jahre 1910 ein deutsches Artilleriegeschoß an Frankreich ausgeliefert zu haben. Wie er in den Besitz des Geschosses gekommen ist, konnte nicht aufgeklärt werden. Feststeht, daß er es mit Hülfe einer dritten Person nach Belfort an die französische Nachrichtenstelle hat gelangen lassen. Nach Auffassung des Strafsenats ist das Geschoß als ein geheimer und geheim zu haltender Gegenstand zu betrachten, dessen Auslieferung an eine fremde Macht geeignet war, Deutschland zu schaden. Claer wurde zu 5 Jahren und 6 Monaten Zuchthaus und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 10 Jahre verurtheilt.

* * *

Die Gefangenen-Besichtigung.

Aus Sterkrade wird unter'm 12. Oktober geschrieben: Bekanntlich hat die Eisenbahnverwaltung bereits gegen den Ansturm auf die Sonntags zwischen Oberhausen und Wesel verkehrenden Züge protestirt und will eine Ueberfüllung der Wagen nicht mehr zulassen. Die Eisenbahn hat auf der Strecke von Duisburg bezw. Essen—Oberhausen—Wesel an den letzten Sonntagen mehr als 30,000 Personen befördert, so daß alle Züge, auch alle Eil- und D-Züge, vollgepfropft werden mußten. Obwohl die Reisenden, die bis Wesel fahren, vom Bahnhof Wesel bis zum Franzosenlager Friedrichsfeld noch 4.2 Kilometer laufen müssen, scheut man selbst die Kosten für die 1. Wagenklasse nicht.

Am gestrigen Sonntag erlitten mehrere Damen aus Essen ein übles Fiasko. Sie hielten die Gefangenen um Abgabe von Knöpfen an. Als der Posten dazwischen trat, ließen sie sich nicht zurückweisen und der Posten wurde derart thätlich, daß den Damen wohl für immer die Lust nach Andenken vergehen wird. Sie wurden von einer Patrouille an die Küche verwiesen, um dort Kartoffeln zu schälen, die Schalen könnten sie als Andenken mitnehmen.

* * *

Kara-Gös und die Kanone.

Als französische und englische Blätter den Neutralen und besonders den Türken das siegreiche Vorrücken der Russen in Ostpreußen verkündeten, brachte der türkische „Kladderadatsch" eine nette Zeichnung, die eine große Kanone darstellt, in die der russische Bär hineinkriecht. Hinter dem Geschütz steht der türkische Eulenspiegel Kara-Gös und fragt besorgt unseren Feldgrauen: „Mein Freund, siehst Du nicht, daß der Bär immer weiter hineingeht?" — Rasch und zu seiner großen Freude erhält der gute Kara-Gös die Antwort: „Pst!! Sei nur ruhig und warte, bis er ganz drinnen ist, dann kannst Du was erleben!"

* * *

Eine fliegende Truppe.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meldet: „General de Scheppe ist von Achel mit 200 militärischen Radfahrern, 200 Soldaten, 5 Militärautos und einer Mitrailleuse vor 2000 Mann Deutschen geflüchtet. Dem General steht entweder die Wahl, sich zu ergeben, oder sich auf niederländischem Boden gefangen zu geben. Es ist zu vermuthen, daß er das letztere thut. Zu jener Meldung ist zu bemerken, daß hiermit das Ende eines äußerst gefährlichen Militärtrupps der Belgier gekommen ist. An ihrer Spitze stand bisher der Bürgermeister von Lanaken, ein junger Graf, der mit einer Anzahl freiwilliger Belgier fortdauernd auf Automobilen herumfuhr, Deutsche abschoß, die Eisenbahnverbindungen störte und manchen anderen Schaden anrichtete. Mit diesem verdrängten belgischen Detachement ist nun aufgeräumt worden.

* * *

Der boshafte Fahrstuhl.

In Insterburg haben die Deutschen einen Bundesgenossen gehabt, auf den man im Kriege gewöhnlich nicht zu rechnen pflegt, nämlich den Fahrstuhl eines Hotels. In diesem Hotel hatten es sich russische Offiziere bequem gemacht. Nach den Strapazen, die ihnen das Niederbrennen von Dörfern und das Drangsaliren der Bewohner verursacht hatte, waren ihnen die Weine aus dem Keller des Hotels gerade recht gekommen, und mit schweren Köpfen wälzten sie sich auf den Betten und Sophas umher, als — die Deutschen kamen. Vom Pfeifen der Granaten und dem Knattern der Maschinengewehre waren die Russen wohl nicht gleich wach geworden, so daß sie sich etwas verspäteten. Hals über Kopf stürzten sie dann in den Fahrstuhl, um möglichst schnell hinunterzusausen, aber — der Fahrstuhl hatte es anders beschlossen. Er war ein deutscher, in einer Berliner Fabrik hergestellt, und somit that er seine Schuldigkeit. Wenn er schon den Russen nicht an die Gurgel konnte, so half er sich durch „passive Resistenz". Hielt mitten zwischen dem zweiten und ersten Stock mit einem hörbaren Ruck an und war weder durch Fluchen noch durch Gewalt von der Stelle zu bewegen. Als die deutschen Feldgrauen erschienen, sahen und hörten sie mit vergnügtem Schmunzeln den Feind in seinem Käfig toben. Aufmerksam, wie die Deutschen immer sind, holten sie den Mechaniker des Hotels und befreiten die Russen, um sie gefangen zu nehmen.

* * *

Der Krieg als Schauspiel.

Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" erzählt folgende Begebenheit: Der französische Generalstab hat viel Last mit Parisern, die etwas sehen wollen von den Kämpfen, die im Aisne-Marne-Gebiet geliefert werden. Es sind Leute, die in Autos als Reisezuschauer aus Paris kommen und durch die Wachen der verbündeten Truppen durchzudringen wissen dank besonderen Pässen, welche sie durch Freunde mit politischen Einflüssen loszumachen wußten.

An einem Tage voriger Woche war eine ganze Anzahl von diesen Zuschauern auf einem Hügel, von welchem man die Uebersicht auf Soissons hatte, zusammen, um Zeuge des Artillerieduells zu sein, welches über den Fluß hin im Gange war. Ein Stabsoffizier ritt auf sie zu und fragte, was sie auf diesem Platze zu thun hätten. Alle die interessirten Damen und Herren antworteten aus einem Munde, sie seien gekommen, um zu sehen, ob sie etwas für das Rothe Kreuz thun könnten. Sofort sandte der Offizier sie nach dem Arzt, der in einem Feldhospital in der Nähe Dienst hatte, mit der Mittheilung, daß die Damen und Herren ganz zu seiner Verfügung seien. Der Arzt wußte Rath, und zwar guten: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie alle kommen," sagte er, „Sie können uns sehr gute Dienste erweisen, hier sind Hacken und Schaufeln, wollen Sie dann nur beginnen, die todten Pferde zu begraben." Es sind nicht viel Pferde begraben worden, aber wohl ist diese Ecke des Schlachtfeldes eine Zeitlang von schaulustigen Straßenläufern frei geblieben.

* * *

In der französischen Dorfkirche.

Aus dem Briefe eines rheinischen Sanitätsfeldwebels: Nun noch ein kleines Erlebnis aus der Nähe von Reims. Donnerstag Abend kamen wir in ein kleines Dorf in Quartier, unmittelbar neben einer kleinen Kirche. Da kam mir der Gedanke, in der Kirche eine kleine Abendandacht zu veranstalten. Ich setzte mich mit dem Pfarrer in Verbindung, der etwas Deutsch verstand. Derselbe war damit einverstanden und die Andacht wurde auf 8.30 Uhr angesetzt. Alle Soldaten kamen, evangelische und katholische. Es war eine weihevolle Stimmung in der kleinen Kirche. Die Kerzen brannten vor dem Marienaltar. Ein Mediziner spielte das Harmonium, und ich betete einige Gebete aus dem Feldgesangbuch vor. Es war überwältigend schön. Am Schlusse der Andacht hielt der französische Pfarrer eine Ansprache an uns, in der er bemerkte, daß die ganze Sache ihn sehr ergriffen habe und er sich freute, daß so viele Mannschaften am Gottesdienst theilgenommen hätten. In Frankreich finde man sehr wenig, daß junge Leute noch in die Kirche gingen. Mir brachte man von allen Seiten Dank dar, und mein Oberstabsarzt gab mir scherzhaft den Titel: „Herr Divisionspfarrer".

* * *

Kaiser lobt die Sachsen.

Der König von Sachsen hat am 2. Oktober folgendes Telegramm des Kaisers erhalten: „Es gereicht mir zur größten Freude, Dir vom 19. Armeekorps und 12. Reservekorps das Beste melden zu können. Ich habe gestern die dritte Armee besucht, speziell das brave 181. Regiment begrüßt und demselben meine Anerkennung ausgesprochen, wobei ich Deinen dritten Sohn und Deinen Bruder Max, sowie Laffert und Kirchbach in bestem Wohlsein traf. Der Geist in den Truppen ist vorzüglich. Mit solcher Armee werden wir auch den Rest unserer schweren Aufgabe siegreich erledigen, wozu der Allmächtige uns beistehen wolle. Wilhelm."

* * *

Kleriker mit dem Eisernen Kreuz.

Das Eiserne Kreuz erhielt der katholische Divisionspfarrer der 13. Division, Alfred Schwenk aus Haigerloch (Württemberg). Der Divisionskommandeur, General Exzellenz von dem Borne, überreichte dem Herrn Divisionspfarrer Schwenk vor dem ganzen Stabe das Eiserne Kreuz mit folgenden Worten: „Mein lieber Herr Pfarrer, ich habe Sie täglich in den vordersten Reihen gesehen; Sie haben nicht die „blauen Bohnen" und das Granatfeuer gescheut, um Ihre erhabene Pflicht, den zu Tode getroffenen Soldaten die Sakramente zu spenden und Gutes zu thun, wo Sie nur konnten, getreu zu erfüllen. Während wir Nachts einige Stunden ruhen können, sind Sie noch auf dem Schlachtfeld und bei den ersten Verwundetenverbandsstellen. Es ist mir deswegen eine große Freude, Ihnen die höchste Auszeichnung, das Eiserne Kreuz, überreichen zu dürfen. Auch danke ich Ihnen für die ermuthigenden Reden, die Sie bei Ihren schönen Feldgottesdiensten an die Truppen richteten."

Heldenthat einer Frau.

Die abgefangene Depesche.

Die Russen ertappten sie und erschossen sie als Spionin.

Aus Arad wird gemeldet: Ein Reserveleutnant, der bei den Kämpfen in den Karpathen verwundet und hierhergebracht wurde, erzählte über die beispiellose Heldenthat einer Frau Folgendes:

Die Russen waren nach dem Einbruch in erster Reihe darauf bedacht, die Eisenbahnlinien zu besetzen. Sie nahmen von den Postämtern, Telegraphenstationen und Bahngebäuden Besitz. Von diesem Schicksal wurde auch das Stationsgebäude in Sz. und das unweit gelegene Wächterhaus, in welchem der Bahnwächter Stephan Mößáros den Dienst versah, ereilt. Als die Russen in das Wächterhaus eindrangen, erklärte der Bahnwächter, daß er seinen Posten nicht verlassen werde, bis er diesbezüglich von seiner vorgesetzten Behörde eine Weisung erhalten habe. Der russische Offizier nahm hierauf seinen Revolver zur Hand und knallte den Bahnwächter vor den Augen seiner Frau und seiner beiden Kinder nieder. Auf das Wächterhaus wurde hierauf die russische Fahne gehißt, der Frau wurde jedoch gestattet, im Hause zu verbleiben, um den Kosaken Aufklärungen zu ertheilen. Längs der Bahnstrecke wurden Kosaken aufgestellt. In einer regnerischen kalten Nacht klingelte der telegraphische Apparat, die drei Kosaken, die am Tische eingeschlummert waren, überhörten jedoch das Signal. Die Frau schlich sich nun aus dem Zimmer und begab sich zur dritten Telegraphenstange. Auf einer Leiter stieg sie empor, lockerte den Draht aus und schaltete ihn in einen mitgebrachten Apparat, welcher zum Auffangen von Signalen dient, ein. Die Kosaken, die inzwischen erwachten, bastelten vergeblich am Apparat herum, es gelang ihnen nicht, die Depesche zu erhalten, die sie in das fünfzehn Kilometer entfernte russische Kriegsquartier zu befördern hatten. Die Frau machte sich unterdessen auf den Weg ins ungarische Lager, welches sie nach fünfstündigem mühevollen Fußmarsch erreichte. Sie wurde vor den General geführt, dem sie die Depesche übergab. Die Depesche wurde sofort übersetzt und hatte folgenden Inhalt: „Bei der Ortschaft K. achttausend Infanterie mit 22 Kanonen, hinter dem Paße N. vier Artillerie-Regimenter mit Infanterie kombinirt. Vereinigung Freitag, den ...ten, Nachmittag bei der Ortschaft M. Der Aufenthalt und die Stärke der österreichisch-ungarischen Truppen sind gründlich auszuforschen. Heftiger Angriff. General L." Der General war über die Depesche so erfreut, daß er der braven Frau eine Belohnung von 2000 Kronen anweisen ließ. Er schickte sie sodann ins Wächterhaus zurück, um weitere Depeschen aufzufangen. Die Frau kam am folgenden Tage wieder, am dritten Tage ließ sie sich jedoch nicht mehr blicken. Wir erfuhren später von einem Bahnangestellten, daß sie beim Auffangen einer Depesche überrascht wurde. Sie wurde in Ketten gelegt, in das russische Lager gebracht und dort erschossen. Als der General unserer Truppen, seiner Abstammung nach ein Oesterreicher, von dem tragischen Schicksal der heldenmüthigen Frau Kenntnis erhielt, erklärte er, für die beiden Waisen sorgen zu wollen.

Russischer Appetit.

Während des Russeneinfalls in Ostpreußen spielte sich bei der Einquartierung in Staßgiren folgender ergötzliche Vorfall ab: Kam da ein Sohn aus dem dunkelsten Rußland in eine Wirthschaft und bestellte sich ein Glas Bier. Bevor es ihm noch gereicht wurde, nahm er von dem vor ihm liegenden Bier-Untersätzen aus Filzpappe, die bekanntlich als Reklame von den Brauereien geliefert werden, und begann langsam daran zu beißen. Lächelnd und staunend ließ man ihn gewähren. Als dann das Bier hinzukam, rutschte der ungewöhnliche Zubiß immer besser, und bald hatte der russische Soldat den Untersatz mit dem Getränk heruntergespült. Nachdem dies geschehen, bestellte er sich noch ein zweites Glas, gab aber gleichzeitig in gebrochenem Deutsch zu verstehen, daß er nichts mehr „dazu" haben wolle. In Rußland gebe es in den Wirthschaften zu Schnaps und Bier auch Brot zum Zubeißen, aber das deutsche Gebäck sei nicht zu genießen. Erst als andere Gäste hinzukamen und ihr Bierglas auf das vermeintliche Brot stellten, merkte er, was das „Gebäck" für einen Zweck hatte.

* * *

Scheußlichkeiten der Zuaven.

Mit welcher Grausamkeit die Zuaven die in ihre Hände fallenden Deutschen behandelt haben, geht aus dem Feldpostbriefe eines Saarbrückers hervor, der an den Kämpfen in den Vogesen theilgenommen hat. Bei einem Patrouillengang stieß eine Abtheilung deutscher Truppen auf ein Haus im Walde, aus dem heraus Feuer gegeben wurde. Das Haus wurde gestürmt, dabei fiel der Leutnant und drei Mann, die anderen drangen in das Haus ein und nahmen 15 Zuaven gefangen. Als die Deutschen das Haus durchsuchten, bot sich ihnen ein grauenhaftes Bild. Die Kerle hatten einen sächsischen Husarenoffizier gefangen und lebendig an die Wand genagelt. „Ich werde — schreibt der Mann — den Anblick in meinem Leben nicht vergessen. Der Bedauernswerthe ist nach einer qualvollen Stunde von seinem Leiden erlöst worden. Wir haben ihn mit militärischen Ehren bestattet. Die gefangenen Zuaven wurden bald darauf erschossen."